

Adelaide, den 19ten Januar 1839

Geehrte und geliebte Brüder!

Seit meinem letzten Schreiben an Sie ist eine längere Zeit verflossen, als vielleicht erlaubt und als meine Absicht war. Verschiedene Vorfälle, hauptsächlich aber die Unreife meiner Erkundigungen über Sitten und religiöse Vorstellungen der Eingeborenen waren Ursache, warum ich bis jetzt gewartet habe. Dieser Grund wird mich hoffentlich bei Ihnen entschuldigen, so wie die neuen und anziehenden Nachricht[en], die ich weiter unten mittheilen werde, Sie für etwa bisher gefühlten Mangel ohne Zweifel entschädigen werden.

a.) In Gemäßheit eines von Herrn Angas vorgeschlagenen Planes, nämlich an den Ufern des Darling, da wo er in den Murray fällt, eine Niederlassung von Eingeborenen zu veranstalten, machte ich mich am Montage vor Ostern auf den Weg nach dem Zusammenfluß des Murray und Darling, theils um zu sehen, ob viele Eingeborenen sich da aufhalten, theils ob die sonstigen Beschaffenheit des Landes eine Ansiedlung zuließe. Mein einziger Begleiter war Herr Menge; ich hatte einen Eingeborenen angenommen, allein an dem zur Abreise bestimmten Morgen hatte er sich davon gemacht, hauptsächlich weil er seine eigenen Lebensmittel würde haben tragen müssen, gleich wie ich und Herr Menge auch. Seine Gegenwart würde zur Erreichung meines Hauptzweckes wenig beigetragen haben, weil er nie am Murray früher gewesen [war], also auch den Weg nicht wußte, und weil die östlichen Stämme den westlichen feind sind; aber große Dienste würde er uns haben leisten können mit seiner Kenntniß der Wassertiefe, die alle Eingeborenen haben, da die Jahreszeit sehr trocken war, und wir oft Mangel an frischem Wasser litten. Drei oder vier Tage lang gingen wir in einer ganz nördlichen Richtung, um den Parafluß und eine Reihe Wasserteiche aufzusuchen, die uns nach Menge's Meinung an den Darling führen würde; da wir aber keins von beiden fanden, so wandten wir uns endlich am fünften Tage nordöstlich und bekamen bald die großen Ebenen zu Gesicht, durch welche der Murray fließt. Alle meine Hoffnungen wach[en] jetzt wieder auf, als wir auf den westlichen Bergen standen und die weite Fläche überschauten, welche jener schöne Strom durchströmt, aber zu bitter wurde sie getäuscht, als wir näher kamen und die große Unfruchtbarkeit und den gänzlichen Wassermangel gewahrten, die in dieser Ebene herrschen, und als wir noch 24 Stunden ohne einen Tropfen frischen Wassers sein mußten, ohne welches wir schon 12 Std. gewesen waren, abgerechnet ein wenig Harz- oder Gummisuppe, die Herr Menge in seiner Flasche trug.

Endlich am Sonnabend vor Ostern, als wir muth- und kraftlos über baaren verwitterten Kalkstein dahin gingen und ich an nichts weniger als frisches Wasser dachte, sagt Herr Menge zu mir: "Sehen Sie den Fluß?" und wie ich meine Augen aufhebe, gleitet wirklich der leibhaftige Murray vor meinen Füßen vorbei, versteckt

in einem ungeheuer tiefen Bette. Eigentlich hat der Murray zwei Betten, ein breiteres graderes, mit gewaltig hohen Ufern, das vielleicht noch von der Sündfluth oder

Schöpfungszeit herrührt, und ein engeres, sich in dem ersteren hin und her schlängelndes, welches der Fluß später gebildet hat, mit niedrigen sandigen Ufern, die mit einer dichten Reihe schöner Bäume besetzt sind, so daß der Fluß einer breiten regelmäßigen Allee gleicht. Durch das Schlängeln des Flusses in jenem breiten Bette wird bald auf der einen bald auf der anderen Seite beträchtliche Lappen des üppigsten Bodens abgeschnitten, die damals ganz trocken waren, aber während der Regenzeit vielleicht überschwemmt werden. Wenn diese ohne große Umstände trocken gelegt werden können, so sind sie die einzige Stelle, worauf sich ein Mensch in jener Gegend am Murray niederlassen könnte. An dem niedrigeren Ufer fanden wir ein kleines Feuer und vermutheten, daß Eingeborene dabei sein müßten. Erschöpft und mich nach Erquickung sehnend wollte ichs bis zum andern Morgen anstehn lassen, sie zu besuchen, allein da waren weder Feuer noch Eingeborene zu sehen.

Am ersten Ostertage ruhten wir aus am Murray und gingen mit uns zu Rathe, ob es noch möglich sei, nach dem Darling zu gehen, oder nicht; unsere sehr zusammengeschmolzenen Lebensmittel entschieden für das letztere, und so mußte ich, ohne meinen Hauptzweck erreicht zu haben, zurückkehren, was, wie ich glaube, nicht der Fall gewesen sein würde, wenn mich Herr Menge auf unwegsamen Wege nicht so weit und so lange auf Norden geführt hätte. Indeß hätte ich doch nicht viel gewonnen, selbst wenn wir bis zum Zusammenfluß der beiden Flüsse gekommen wären, da Viehtreiber von Neusüdwallis mich versicherten, daß die Ufer des Darling wo möglich noch unfruchtbarer seien als die des Murray. Auf dem Rückwege folgten wir der Bahn, die die Viehtreiber von Sydney nach Adelaide gebildet haben, und kamen am Sonnabend nach Ostern wieder in Adelaide an. Wie weit wir nördlich am Murray hinauf gewesen sind, kann ich nicht bestimmen, Herr Menge glaubt aber, bis zu dem Knie, wo der Fluß sich nach Süden wendet. Die Strapaze dieser Reise war nicht gering, theils wegen unsers anfangs schweren Bündels, theils wegen der Hitze, hauptsächlich aber wegen der Dürre, die uns nöthigte, oft Wasser mit uns zu schleppen. Außer dem schon erwähnten und einem anderen großen Feuer der Eingeborenen, das wir auf dem Rückwege in bedeutender Entfernung sahen, trafen wir viele verlassene Hütten und Niederlassungen von ihnen an; aus dem gänzlichen Mangel an europäischen Spuren, alten Lumpen u. s. w. schloß ich, daß ihre Bewohner nie in Adelaide gewesen waren.

Dünn sind sie freilich gesäet, allein die häufig anzutreffenden Lagerstellen, die wohl ausgetretenen Fußsteige zu beiden Seiten des Murray scheinen mir doch zu beweisen, daß ihrer mehrere sind, als man gewöhnlich glaubt. Zwei Ochsentreiber zu Pferde, die uns auf unserm Rückwege nachkamen, und die zwei Tage lang unsere Spur verfolgt hatten, waren erstaunt zu hören, daß wir mit dem Leben davon gekommen waren, indem sie versicherten, daß sie östlich vom Murray großen Neckereien von Seiten der Ureinwohner ausgesetzt gewesen seien; spätere Züge sollen größere Schwierigkeit gehabt und wie verlautet, ihre ganzen Vorräthe an Pulver und Blei auf

sie verschossen haben; alle stimmen darin überein, daß sehr schöne und kräftige Leute gegen Osten wohnen und die früher in Adelaide sich Aufhaltenden beweisen dasselbe, während die von Norden kommenden sehr armselig aussehen.

Das bisherige gute Vernehmen zwischen den Ureinwohnern und Europäern ist leider vor einiger Zeit plötzlich und gräßlich gestört worden durch zwei Mordthaten an zwei Schäfern. Sechs Eingeborene wurden als verdächtig verhaftet, von denen später drei als nicht überführt entlassen wurden, einer zum Jahr Gefängnis und harter Arbeit verurtheilt [worden] ist und zwei am 31 Mai gehängt [worden] sind. Einer der beiden letzteren Namens Barrabarti Farraitja läugnete seine Schuld immerfort, auch die übrigen Eingeborenen läugnen seine Mitschuld, darum würde es, zumal bei mangelhafter Kenntniß der Sprache das Verhör sehr ungenügend sein muß, vielleicht gerathener und besser gewesen [sein], man hätte sie nicht so gleich gerichtet. Der andere, ein ganz junger Mensch von etwa 18 oder 19 Jahren, bekannte noch vor dem Verhör im Gefängnisse, wo wir sie einige Male besuchten, daß er den Weißen mit einer kleinen Keule auf die Schulter geschlagen, ein anderer aber hätte ihn auf den Kopf und Todt geschlagen.

Der Eindruck, den die Hinrichtung dieser beiden auf die übrigen Eingeborenen gemacht hat, ist keines Weges den Europäern günstig; dies ließ sich schon aus steten Läugnen ihrer Schuld und den ungewöhnlich lange anhaltenden Klagen schließen, die sie den beiden darbrachten, aber noch deutlicher wird ihr Mißfallen an der Hinrichtung dadurch, daß gleich darauf der Bruder des Farraitja wegging, um seinen Verwandten und Stammgenossen zu sagen, was die Fremden gethan hätten. Diese sind dann auch am 18ten Juni wirklich gekommen, um das von den übrigen Ureinwohnern so sehr gefürchtete und oft erwähnte Nurutti vorzunehmen, in Folge dessen alle Europäer und sie selbst sterben würden. (Daß sie mit obigen Worten eine Art Zauberei meinen, ist gewiß, da es im Wasser ist und wie der Rauch in der Luft schwebt, was uns töten sollte, ohne Keule oder Speer, aber wie sie sich das Nurutti eigentlich denken, weiß ich nicht.) Allein Konuitja oder Gudnaitja, einer der verständigsten und besten Männer, ging ihnen nicht weit von der Stadt entgegen, und beredete sie, ihre Zaubereien nicht zu machen, die Fremden wären nicht böse, sondern würden ihnen Zwieback geben u. dgl. Ich sehe sie gerade in die Stadt kommen und fragte sogleich nach ihrem Vorhaben, Gudnaitja aber sagte mir mit sichtbarer Ängstlichkeit, ich sollte ja nicht davon sprechen, weil er immer noch nicht gewiß war, was sie im Schilde führten und er ihre Aufmerksamkeit so viel als möglich von ihrem Vorhaben ablenken wollte. Welche große Gewalt der Aberglaube der Ureinwohner dem Nurutti beilegen muß, geht aus dem Umstand hervor, daß der Zauberer und wenige höchstens 10 Mann waren, während die übrigen Eingeborenen wenigstens 100 ausmachen, (die Masse, auf die eigentlich gezielt war, nicht zu rechnen, und daß sie doch sich so sehr fürchteten.)

Zu den morgenländischen Sitten, die ich in meinen früheren Briefen erwähnt habe, gehören, wie mir scheint, auch die Todtenklage und Begräbnißfeier der

Eingeborenen. Wenn jemand stirbt, so werfen sich die Verwandten und Stammgenossen der Reihe nach um ihn herum, weinen bittere Thränen und schreien mit lauter Stimme in gebrochenen undeutlichen Tönn der eine: Ngaitjarli Ngaitjarli (mein Vater, mein Vater!), der andere Ngaitjo panjapi, Ngaitjo panjapi (d. i. Mein Bruder, mein Bruder!) u. dgl., je nachdem die Verwandtschaft ist. Bei solchen Gelegenheiten wird man unwillkürlich an biblische Geschichte erinnert, z. B. an die

Klage der Kinder Israel um Jacob, Jer. 22, 18 und andere, zu denen die Sitten der Eingeborenen einen lebendigen Commentar[?] liefern.

Dem Begräbnis eines Verblichenen geht in vielen Fällen eine Art Orakel vorher, dem nachher eine Prüfung folgt, die lebhaft an die altdeutsche "Treuga dei" [Waffenruhe Gottes] erinnert. Wenn nämlich die Ursache des Todes nicht handgreiflich ist, so glauben die Eingeborenen, daß irgend ein Bösewicht ihn im Schlaf erdolcht habe mit einem kleinen glatten hölzernen Dolche, den sie gebrauchen. Des Nachts schleicht sich solcher Nichtswürdiger zum Lager eines Menschen, hebt die Decke leise ab, und stößt seinen Dolch sachte von unten nach oben zu in den Leib, so daß die Lunge verletzt wird. Wenn dies geschehen, kneipt er die Wunde wieder zu, legt die Decke auf und geht davon, daß der Mensch seiner gar nicht gewahr wird; später aber, weil die Lunge verwundet ist, muß er sterben. So oft dies vermuthet wird, wird die Leiche auf eine Bahre gelegt, umhergetragen an den Orten, wo der Verstorbene sein Lager hatte, und gefragt, ob ihn jemand und wer ihn gestochen habe; der Kadliadli oder Prophet, den der nächste Anverwandte vorstellt, gibt Auskunft, indem er sich, sobald der Name des Mörders an die Reihe kommt, denn eine Menge Namen werden erwähnt, schnell umdreht und weit weg geht. Der Unglückliche nun, auf den der Aberglaube fällt, hat den Wurf mehrerer Winda, großer Speere, zweier Kaja, mit denen sie sehr sicher schießen, und zuletzt einen Hieb auf den Kopf zu bestehen; wenn er die Speere alle abwehrt und auch den Hieb aushält, so ist seine Unschuld erwiesen und er trägt den Ruhm eines guten Mannes davon. Wen erinnert diese Sitte nicht an das Mittelalter und den Ursprung des Duells.

Auch das Begräbnis der Eingeborenen ist nicht ohne anziehende Züge; so bald der Mensch gestorben ist, wird der Leichnam in alte Lumpen oder Felle und Gras einwickelt, wobei die Beine zusammengebogen gegen den Bauch, und die Arme ebenso gegen die Brust gelegt werden, so daß der Körper nur gut seine halbe natürliche Länge behält. Wenn dann im nöthigen Fall obige Untersuchung mit ihm vorgenommen ist und ein oder zwei Tage verflossen [sind], je nachdem das Wetter und der Zustand der Leiche ist, so wird der Todte abermals auf die Bahre gelegt, mit grünen Zweigen besteckt und, von fast allen Eingeborenen begleitet, nach dem Begräbnißplatz getragen, den weiter nichts als die vor ihm Begrabenen auszeichnet.

Ein Mann macht sich jetzt daran, das Grab zu machen, indem er mit einem breitspitzigen Stabe (Katta) die Erde auflockert und sie dann mit einer hölzernen Schippe (Joko) hinaus wirft. Wenn das Grab bald fertig ist, kauern zwei Männer am Rande desselben, schauen ämsig und rufen mit gedämpfter grauenhafter Stimme

zuweil hinein, nebenher miteinander sprechend oder für sich lispelnd. Während dies vorgeht, entfernen sich zwei Männer und zwei Weiber in entgegengesetzten Richtungen, welche nach einer kleinen Weile zurückkehren, und zwar in [aus] umgekehrten Richtungen, d. h. die Männer von da, wohin die Weiber abgegangen waren, und die Weiber von da, wohin die Männer abgegangen waren, so daß beide Theile jeder einen halben und zusammen einen ganzen Kreis beschreiben. Die Männer bringen in jeder Hand ein Stück bebranntes schwarzes Holz mit, das sie dicht ans Ohr halten; die Weiber hingegen ein Büschel Heu (daher die erstere Ngarra-kupa, (ngarra bedeutet Holz), die letztere Tutánunjo, (tuta bedeutet Gras oder Heu) genannt werden), welches sie, wenn sie anlangen, in die Erde aus dem Grabe pflanzen und dann, dasselbe umringend, noch eine Zeit lang hineingaffen.

Darauf werfen sie sich nochmals um den Leichnam mit lautem Geheul und senken ihn dann in die 4 -5 Fuß tiefe Gruft; sobald derselbe den Boden berührt, und die unten eingelegte trockene Rinde zerbricht, schütteln alle den Kopf und geben einen brummenden, Ekel und Widerwillen ausdrückenden, Laut von sich. Während des Zuscharrens sowohl als [auch] der vorher gehenden Vorgänge bleibt der Todtengräber in der Gruft und steigt erst mit der das Grab füllenden Erde, durch die er sich mit Mühe durcharbeitet, auf dem Rücken liegend aufwärts. Wenn der Grabeshügel gebildet ist, bleibt er mit den oben erwähnten beiden Auguren darauf sitzen, während die übrigen auf eines Wurfs Weite sich entfernen, worauf jene die Katta und Joko werfen, mit denen das Grab gemacht wurde und nach denen sich alle Hände ausrecken um sie zu fangen. Dies letzte ist eine Probe, ob bald wieder welche sterben werden oder nicht, die Bedeutung der übrigen Gebräuche aber ist noch zu erforschen. Der Begräbnisplatz der Adelaiden Ureinwohner ist übrigens nicht weit, etwa eine Viertel Stunde von der Stadt,

Was die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen betrifft, so habe ich schon früher den bösen Kuinjo erwähnt, so wie den Glauben an ein künftiges Leben. Große Freude macht es mir aber, jetzt hinzufügen zu können, daß weitere Erfahrungen das letztere immer mehr bestärken, wie folgende einzelne Geschichten beweisen.

Die Vorfahren (Munana oder Munaintjerlo) kamen nach dem Glauben der Ureinwohner auf eine sonderbare Weise gen Himmel, den Aufenthalt des zukünftigen Lebens; sie warfen nämlich Speere (Kaja) nach allen Himmelsgegenden, aber alle fielen wieder auf die Erde, zuletzt warfen sie einen gerade aufwärts, der oben stehen blieb, sie warfen darauf einen zweiten, der mit der Spitze in das weiche Ende des ersten faßte und ebenfalls hängen blieb, darauf einen dritten und immer so fort, bis die Säule auf die Erde reichte und die Menschen daran gen Himmel steigen konnten, wo sie nun sitzen und Überfluß an Känguru und andrer Speise haben.

Die Munaintjero sollen auch Himmel und Erde oder die Welt gemacht haben; anfangs glaubte ich, jenen Namen in der Einheit nehmend, schon den allmächtigen Schöpfer der Welt entdeckt zu haben und schrieb irriger Weise so an Angas, die Freude ist aber wieder zu Wasser geworden. In den Begriffen der Eingeborenen über überirdische

Dinge spielen die Sterne eine große Rolle; manche Sternbilder der südlichen Himmelskugel haben sonderbare Namen und scheinen die Wohnorte von Abgeschiedenen zu sein, die beiden größten Himmelskörper aber sind, zu Personen erhoben, Hauptstützen ihrer Götterlehre. Tindojerlitto oder Tindojerlimejo (der Sonnenvater) hat mehrere Weiber, die ganz gut sind, aber er hat auch einige lange Schwestern, die sehr böse sind; wahrscheinlich sind dies personifizierte Planeten und Kometen. Er hat Gewalt über Leben und Tod der schwarzen Leute, wie uns folgende Geschichte erhellt.

Kakirra (der Mond), welcher keine Weiber sondern einen starken Husten hat, sagte zu ihnen, sie sollten husten und in die Hand spucken und dann den Speichel der Sonne opfernd darreichen, nimmt der Tindojerlitto dieses Opfer an, so dürfen sie länger leben, wo nicht, so spricht er, "Fort und sterbt", und die schwarzen Leute sterben.

Übrigens glauben sie, daß es der Sonnen eine große Menge gebe, ob das nun aber auf andere Himmelskörper geht, oder, was wahrscheinlicher ist, ob sie glauben, daß wir alle Tage eine neue Sonne bekommen, kann ich nicht sagen; der Mond aber, von der Munana geschlagen, stirbt wenn Neumond ist, gleichwohl gibt es nur einen.

Zu den mehr abergläubischen und gespensterhaften Vorstellungen gehört das große Thier Jura, welches im Wasser lebt, und dessen Ankunft der schwarze Streif, welcher bei hellem Wetter Abends am Himmel zu sehen ist, verkündigt. Da das Jura sehr böse ist und die Menschen verschlingt, so brauchen sie eine Menge Zaubersprüche, deren einige in meinem Besitze sind, die ich aber nicht verstehe. Mit derlei Sachen thun sie überhaupt sehr geheim, da sie nur den durchs Tättowieren Eingeweihten mitgeteilt werden und die Weiber und Kinder nichts davon wissen dürfen. Als mir dies mitgeteilt wurde, geschah es unter ausdrücklicher Bedingung, daß ich es keinem andern schwarzen (weißen?) Manne mittheilen wolle. Ein Mittel ist, wodurch ich ihre Geheimnisse bekommen könnte, nämlich mich tättowieren zu lassen, wozu sie mich oft aufgefordert haben, denn, da ich ihre Sprache rede und ihr Mann sei, so müsse ich auch wie sie geschaffen sein.

Das Obige beweist zur Genüge, daß die Ureinwohner Neuhollands nicht jene thierisch dummen den Urang utans ähnliche Menschen sind, wie einige Reisende sie dargestellt haben, die entweder aus Vorurtheil oder Unkenntniß unfähig waren, sie zu beurtheilen, sondern daß der geschäftige nie ruhende Geist auch in ihnen das Ebenbild Gottes verräth. Daß sie ein stetes Wanderleben führten mit allen seinen Mühen und Rohheiten, war sehr natürlich und nöthig, da die Natur des Landes weder Hausthiere noch Saatkörner, noch irgend erhebliche Gemüsearten hervorbringt. --

So sehr ich aber auch den Eingeborenen das Wort zu reden mich gedungen fühle, wenn ihnen Unrecht geschieht, so wenig darf ich vor Ihnen die Greuel verhehlen, welche die Sünde unter ihnen angerichtet [hat]. Von Vielweiberei habe ich schon früher geschrieben, aber es gibt auch eine Art Vielmännerei, in so fern nämlich ein Bruder dem anderen sein Weib gestattet oder leiht, oder wie man das ekelhafte Ding

sonst aus drücken will; Hurerei und Knabenschänderei nebst andern heidnischen Greueln sind unter ihnen gemein. Dafür haben sie freilich den Lohn ihres Irrthums empfangen und empfangen ihn noch; viele sind zwar an der Ruhr, die hier sehr geherrscht hat, gestorben, einige aber auch an einer garstigen Krankheit, viele leiden noch daran und wenige ~~sind~~ oder gar keine sind geheilt. In diesem Falle ist diese Krankheit von Europäern zwar eingeführt, aber sie kannten sie, ehe sie Europäer gesehen hatten, haben eigene Namen für sie und kennen sehr wohl das Ansteckende derselben.

Ein anderes Laster haben sie mit den Spartanern gemein, nämlich daß sie mis- oder ungestaltete Kinder nicht erziehen, nicht holen, wie sie es sonst ausdrücken, sondern liegen lassen, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts.

Unter ihnen selbst also findet der Missionar Sünde und Schwierigkeiten genug, die seiner Wirksamkeit entgegen treten, wenn dazu dann aber noch diejenigen eines anderen Volkes kommen, als Saufen, Schwören u. dergl., so möchte einem bange werden um gesegneten Erfolg alles Lehrens und Arbeitens. Dennoch aber wundert es mich, daß die Eingeborenen nicht schon tiefer gesunken sind, wegen ihres beständigen Umganges mit einer Volksklasse, wie der englischen Pöbel ist, roh und gottlos über alle Begriffe. Darum aber ist der Plan, die Eingeborenen in rege Berührung mit Europäern zu bringen, ja wo möglich sie sich unter ihnen zerstreuen zu lassen, wie ihn der Gouverneur und der bisherige Beschützer der Eingeborenen hegen, höchst verderblich für die letzteren, wenigstens für die ersten Jahrzehnte.

Aber gesetzt auch, daß der Gouverneur wünscht, daß sich die Eingeborenen an einem gesonderten Orte niederlassen möchten, so hat er doch keine Macht, ihnen Land zu zueignen. Diese Beschränkung scheint mir um so ungerechter, als die Eingeborenen familienweise Eigenthümer bestimmter Strecken Landes sind, welches der jedesmalige Familienvater von seinem Vater geerbt hat. Frägt man sie, wem ihr Land jetzt gehört, so sagen sie, sie hätten es den Weißen gegeben. Ich habe diese Thatsachen kürzlich an Herrn Angas geschrieben, in der Hoffnung, daß er als Mitglied der Gesellschaft zum Schutz der Ureinwohner Gebrauch davon machen werde.

Einige Freunde der Eingeborenen sind der Meinung, man müßte sie in der englischen Sprache unterrichten, und haben uns gestattet, daß wir einen andern Plan verfolgen; ich hoffe aber, wir werden um so mehr die Zustimmung der Gesellschaft bekommen, als die Eingeborenen sehr wenig und ein sehr gemeines Englisch sprechen und als die Beschaffenheit der menschlichen Seele, so wie die ihnen in ihrer eigenen Sprache entlockten Nachrichten zeigen, daß man dem menschlichen Herzen nur in der ihm vertrauten Sprache nahe kommen kann. Ich dünke, die Misbräuche vor der Reformation mit dem Lateinischen getrieben, genügten, alle Meinungsverschiedenheit über diesen Gegenstand zu beseitigen. Freilich kostet es Zeit, Mühe und Geduld, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen, aber der Reichthum, besonders aber die Bildsamkeit derselben verspricht uns reichliche

Entschädigung in der Zukunft. Die Nähe der Stadt, wie sie allen wohlthätigen Einfluß hemmt, erschwert die Erlernung der Sprache nicht wenig, indem sie die Eingeborenen in dieselbe hinein lockt und ihre Aufmerksamkeit von uns ablenkt; und unserer Seits verbietet, uns mit ihnen so gemein zu machen, als wir wünschen. Freilich könnten wir sie haufenweise in unsern Häusern haben, aber dann wollen sie auch essen und trinken, oder sie gehen anders wohin. Ich habe es aufs neue versucht, einen Knaben bei mir ins Haus zu nehmen, aber nicht länger als vier Tage hielt er es aus, obschon ich ihm erlaubte, den größeren Theil des Tages unter seinen Spielgenossen zu verleben. Aber selbst wenn er geblieben wäre, so würde ich genöthigt gewesen sein, ihn zu entlassen aus Mangel an Mitteln.

Dieser letzte Umstand, (glaubt mir, theure Brüder!, daß ich ungern davon rede), ist sehr drückend und hemmend; ich habe freilich in meinem letzten Briefe geschrieben, daß sich christliche Freunde erboten hätten, uns zu den Angasschen £ 100 für das erste Jahr andere £ 100 hinzu zulegen, allein erst £ 20 sind uns davon geworden, was auch die Ursache davon sein möge; es sollte mich aber nicht wundern, wenn jene edlen Freunde genöthigt würden, ihre Versprechen nur halb zu erfüllen, da die Preise so hoch sind und das Geld in den Händen einiger Wucherer ist. Ich konnte bisher nicht glauben, daß Herr Angas an unserer Verlegenheit theilhaben könnte, allein der Umstand, daß Herrn Pastor Wermelskirchs Brief so lange in unsern Händen, die Gelegenheit von England so häufig und doch keine Spur von den fünfzig Pfund hier zu finden ist, möchte bald meinen Glauben wankend machen. In Folge dieser Beschränktheit sind wir bis jetzt genöthigt gewesen, unsere Haushaltung selbst zu besorgen; ich würde sonst einen deutschen Knaben angenommen haben.

Hiermit will ich nun aber kein undankbar Klagelied gesungen haben, vielmehr danke ich dem Herrn für seine Treue und Barmherzigkeit, nach der er mir bisher das tägliche Brot gegeben hat, aber ich bedauere den Zeitverlust und die Unthätigkeit, in die wir theilweise versetzt sind. So hätte ich schon längst in Begleitung eines oder mehrerer Eingeborenen eine Reise nach Wirramu oder Encounter Bay gemacht, wo ein kräftiger Menschenschlag wohnt, dessen weiblicher Theil aber jetzt den thierischen Lüsten und schändlichen Krankheiten der dortigen Wallfischfänger schutz- und rechtlos ausgesetzt ist. Jene Gegend empfiehlt sich um so mehr unsern Besuchen oder der Ansiedlung eines von uns, als sie der Schlüssel zu dem ganzen Osten ist; allein der erwähnte Grund verschließt sie uns für jetzt. Ich beabsichtige indeß, sobald es mir möglich sein wird, den Eingeborenen jener Gegend einen Besuch abzustatten.

Wenn Sie, geliebte Brüder!, in dem Vorstehenden keinen Bericht meiner Wirksamkeit, oder meines Bestrebens wenigstens finden, dann, muß ich gestehen, kann ich Ihnen keinen solchen liefern. Absichtlich habe ich nicht die Form des Tagebuches beibehalten, weil darin Sachen zerstreut sind, welche ihrer Natur nach zusammen gehören, und weil jene Form mir auch langweilig dünkt. Wollen Sie indeß ein Bild von meinem täglichen Leben, so kann ich Ihnen das in wenigen Zügen geben.

Des Morgens ist mein erstes Geschäft, mir ein Frühstück zu bereiten, wenn dann noch einiges im Hause gemacht ist, gehe ich hinüber zu dem Lager der Eingeborenen, welche nach gerade der eine nach dem andern in die Stadt gehen. Wenn ich einen finde, den ich schicken kann und der gehen mag, so holt er mir 1 Pfund Fleisch zum Mittagsbrot, das wir gemeinschaftlich kochen und verzehren, oder wenn ich keinen geeignet treffe, muß ich selbst gehen. Nachmittags fällt ein Gang vor oder, in der letzten Zeit namentlich, ich leite einen Eingeborenen an, Erde zu seinem Hause aufzugraben und zuzubereiten, ich lese etwas oder dergleichen, kaufe gegen Abend etwas ein u. s. w. Die Abende, (die selteneren abgerechnet, wenn ich ausgehe,) verbe ich entweder bei dem Feuer der Eingeborenen oder häufiger habe ich einen bei mir, mit dem ich Thee koche und trinke und mich unterhalte, da jetzt die Nächte empfindlich kalt sind, es auch zuweil stark regnet. Dies ist so das Gewöhnliche, die vielen Kleinigkeiten, die dennoch Zeit nehmen, nicht zu erwähnen.

Noch muß ich als meinen besonderen Beweis der Durchhülfe Gottes erwähnen, daß der Gouverneur uns jedem ein Haus hat bauen lassen, zu dem Werth von £ 48 jedes, und zwar auf der Stelle des Parklandes zwischen Nord- und Süd-Adelaide, wo die Eingeborenen am häufigsten ihr Lager haben. Der Fleck ist auf der Nordseite des Torrens auf einem in den Fluß hinein greifenden Dreieck, welches etwa zwei bis drei englische Äcker umfassen mag. Mein und Bruder Teichelmanns Häuser stehen jedoch in einem Nebenwinkel, das seinige in östlicher, das meinige in westlicher und des Lehrers Oldhaus steht im Scheitelwinkel. Von des letztern Hause soll eine Reihe Häuser für Eingeborene nach meinem in gerader, nach Teichelmanns in krummer Linie gehen, wie die Gestalt des Flußufers es fordert. In der letzten Reihe stehen schon drei Häuser, zu welchen die Eingeborenen geholfen haben, und zwei andere haben angefangen, sich neben mir anzubauen. Die im Flußbette liegenden Gärten sollen jeder für sich eingezäunt werden und außerdem ein Zaun um das Ganze gezogen werden. Der Name der Eingeborenen für das beschriebene Fleck Land ist: Piltawodly * "Großumhausen", den der bisherige Beschützer, Herr Wyatt, beibehalten hat, und ob der neuanzustellende es wird, ist die Frage. Vor einigen Tagen waren Bruder Teichelmann und ich beim Gouverneur um uns zu bedanken für unsere Häuser, bei welcher Gelegenheit er äußerte, wie sehr viel auf uns beruhe von dem künftigen Wohl oder Wehe der südaustralischen Ureinwohner; er seiner seits wolle thun, was er dürfe und könne u. s. w.; zu gleicher Zeit ersuchte er uns, beim Ablauf des halben Jahres einen Bericht und unsere Ansichten rücksichtlich der Eingeborenen einzusenden.

Vieles Wichtige oder Anziehende wäre vielleicht noch zu erwähnen, das Gegenwärtige ist wenigstens das Nächstliegende; vielleicht werden Ihnen die alten Zeitungen, welche ich bei dieser wohlfeilen Gelegenheit beilege, nicht unwillkommen sein, da unsere Aufsätze darin dazu dienen können, Ihnen einen tieferen Blick in den Zustand der südaustralischen Gesellschaft zu gewähren.

Weit ist der Weg, den diese Blätter bis in Ihre Hände zu machen haben, um so mehr werden sie daher hoffentlich beitragen, die Herzen einander nahe zu bringen und gegenseitig Liebe und Vertrauen zu erwecken. Mit diesem Wunsch, herzlichen Grüßen und der Bitte um Ihre Fürbitte verbleibe ich, geliebte Brüder!

Ihr ergebenster

C. W. Schürmann.

Dem Committee der verehrlichen
evangel. luth. Missionsgesellschaft
in
Dresden